

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 36

Artikel: Das Stadtbataillon 28 anno 1914 [Fortsetzung]
Autor: Christen, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

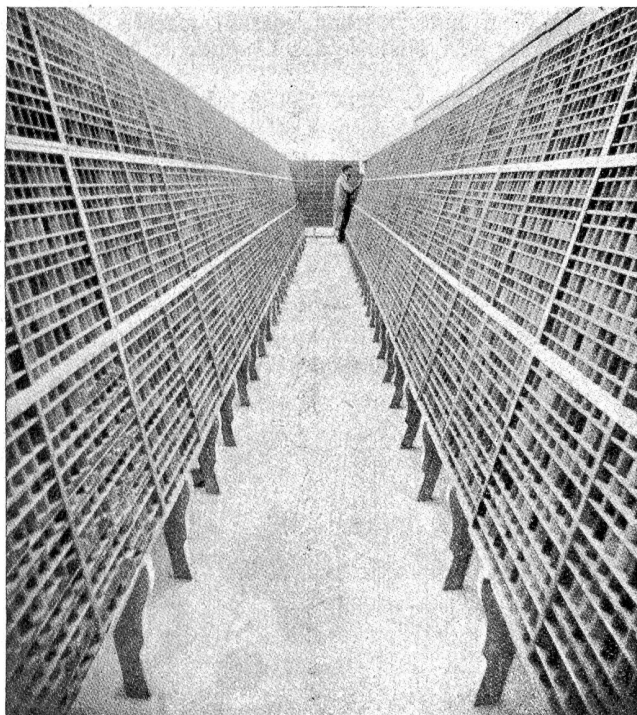
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blick in eine 14 Meter lange „Gasse“ mit chinesischen Schriftzeichen in den Imprimeries Réunies in Lausanne. Diese Druckerei ist heute die einzige, in der chinesischer Typensatz gedruckt werden kann. Sie verfügt über 6663 Zeichen in drei Schriftgraden.

己所不欲勿施於人
 己所不欲勿施於人
 己所不欲勿施於人

„Chinesische Schriftprobe“ aus den Imprimeries Réunies in Lausanne. Auf deutsch lautet die Zeile in drei verschiedenen Schriftgraden:

Was du nicht willst, das man dir tu',
 Das füg' auch keinem andern zu!

schienen. Leider ist diese private Druckerei seit dem Tode Turretinis (1908) eingegangen. Chinesisch kann aber auch heute noch in der Schweiz gesetzt und gedruckt werden, nämlich in den Imprimeries Réunies S. A. in Lausanne. Wir können unsern Lesern die chinesische Abteilung (Gasse genannt) im Bilde zeigen. Sie mißt beidseitig in der Länge 14 Meter und enthält je 6663 Zeichen in drei Schriftgraden. Wir sehen auf diesem Bilde nur einen Setzer. Das zeigt uns, daß es nicht in China aufgenommen worden ist, denn an den Setzkästen in China ist entschieden mehr Betrieb. Der chinesische Setzer bedient sich nämlich einer Schar Buben; einem jeden ruft er die Silbe zu, die er eben benötigt. Der Junge wiederholt sie und tragt dann — die Silbe immer vor sich her murmelnd — zu dem Setzkasten, in dem die gewünschte Silbe liegt. So kommt der Setzer natürlich viel rascher vorwärts als wenn er sich die Zeichen selbst holen müßte.

Für die meisten von uns sind und bleiben die chinesische Sprache und Schrift für immer verschlossen. In chinesischen Büchern zu blättern, namentlich in solchen mit Holzschnitten, ist aber für das Auge immer ein Genuß. An Schönheit und Ebenmaß sind sie kaum zu übertreffen. Von der reichen chinesischen Literatur ist uns zum Glück das Wertvollste in Uebersetzungen bekannt. Chinas Denker haben auch unserer Zeit noch sehr viel zu sagen. Karl F. Lütjki zitierte in seinem Vortrage deren zwei, mit denen wir uns verabschieden möchten: Tschou-Hi (1130—1200) sagte:

„Ein gutes Buch, eine gute Rede können Gutes bewirken, aber ein gutes Beispiel spricht viel beredter zum Herzen!“

Und Kung-fu-tse läßt sich vernehmen:

„Menschen von dem höchsten Preise lernen schnell und werden weise; Menschen von dem zweiten Range werden weise, lernen aber lange; Menschen von der dritten Sorte bleiben dumm und lernen Worte!“
 J. O. K.

Das Stadtbataillon 28 anno 1914. (Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

10

Nach einem letzten Blick auf das unter uns liegende Land, wo die meisten von uns soeben ihre Familien verlassen hatten, ging's die dunklen Wälder hinunter nach Reconvilier. Dort wartete uns eine große Ueberraschung. Kurz vor dem Dorfeingang stand der General und in schneidigem Taktschritt defilierten wir an ihm vorbei. Die meisten hatten ihn hier zum erstenmal zu sehen bekommen.

Der kleine Weiler Saules bot uns Nachtquartier. Man schien uns erwartet zu haben, wenigstens vermochte die kleine Wirtschaft allen Wünschen zu entsprechen. Da es schon beizzeiten am Abend dunkel zu werden begann und die Nächte ungemütlich wurden, waren von zuhause die beliebten Fruchtlastgütterli mitgenommen worden. „Für alle Fälle“ wurden sie an diesem Abend nachgefüllt!

Der nächste Kantonnementsort, nach einem mittelmäßigen Marsch erreicht, hieß Boécourt, also wieder eine Ortschaft am Fuße der Caquerelle, einen Steinwurf von Séprais freudigen Angedenkens entfernt. Wenn nichts täuschte, wollte man sich da für den Winter einrichten. Jedoch wurden diese Arbeiten bald wieder eingestellt, als am 12. Oktober von der Division Meldungen eintrafen, wonach sich die Lage an der Grenze wieder verschärft habe und man stündlich mit einem Alarm rechnen müsse. Dies hatte die erneute Stellung von Außenwachen zur weiteren Folge.

Was vorausgesagt, traf auch richtig ein. Anderntags, am 13. Oktober, wie wir obenher dem Dorfe uns im Beispreizen und Armschwingen übten, ertönte um 10 Uhr 50 der Generalmarsch. Eine Stunde später befand sich nichts mehr in Boécourt, was an die Achtundzwanziger hätte erinnern können, diese selbst hatten sich bereits dem Regiment auf der Caquerellestraße angeschlossen. Im Eilmarsch wurde diese wieder einmal abgeklopft, Cornol passiert und schließlich die Bereitschaftsstellung bei Coeuve, an deren Bau wir ja von Bendlincourt aus mitgeholfen hatten, besetzt. Dieses Dorf selber konnten wir nicht wiedersehen, Herbstnebel lagerten über dem moosigen Land. Wieder einmal war die Gefahr an unsern Grenzen vorbeigegangen, wir konnten um 5 Uhr abends den Rückmarsch antreten, und machten bald die erfreuliche Wahrnehmung, erneut nach Courgenay zu kommen. Die gleichen Kantonnements von früher boten wieder gastliche Aufnahme. Wir brauchten den nicht weniger erfreuten Quartiergebern uns nicht mehr vorzustellen, bloß „Grüß Gott!“ zu sagen.

Nochmals in Courgenay.

Mit Rücksicht auf die kalten Nächte und in Erwartung der noch unangenehmeren Winterzeit wurden die Räume entsprechend eingerichtet. Man machte einander etwas mehr Platz und belegte eine Scheune mehr. Wer das Recht hatte, Privatzimmer zu beziehen, machte hievon nach und nach ebenfalls gerne Gebrauch. — Das wichtigste war natürlich die Visite bei der Gilberte!

Sensationell wirkte eine Neuerung auf dem Gebiete der Uniformierung. Als Ergebnis langer Studien wurde

der Mann „feldgrau“ gemacht, indem man ihm ein Küherblusli, so wie es die Melker tragen, übergab, das er sich über den Waffenrock zu streifen hatte! Von gleicher Güte war der Käppiüberzug. Jedesmal mußte das hinderliche Pompon entfernt und wieder eingeseht werden. So kam wenigstens die bei den meisten verrostete innere Splinte doch auch einmal um seinen Grünspan. Dieses Kleidungsstück also, zusammengerollt bequem im Hosensack nachzutragen, wurde sofort auf den einzig zu treffenden Namen „Chüehchüheler“ getauft.

Erfindungen für neue Formen im Exerzieren ließen sich leider nicht mehr machen. Man trieb wie früher Einzelausbildung, Gruppen-, Zugs-, Kompagnieschule, etwas Sport, man wurde fleißig in einen Bataillons- oder Regiments-„tür“ hineingejagt, man defilierte, sehnte den Abend herbei und sah den „Chlüderschüttler“ (Fourier) immer lieber zur Soldauszahlung kommen. — Die Mannschaft aber verfiel auf eine glänzende Idee, die wieder für lange Zeit ausreichte, das Schinkenklöpfen. Jede freie Stunde, nein, jede freie Minute, wurde mit diesem possierlichen und doch schmerzhaften Spiel ausgefüllt. Kam ein Unbeliebter an die Reihe, konnte er sich auf höchst saftige „Handschriften“ gefaßt machen! Einmal ließ auch ich mich verleiten, statt lachender Zuschauer zu bleiben, aktiv mitzuwirken. Jemandeiner wird mit den Augen in der Richtung zu mir gezinkert haben, denn der auf die Verlängerung seines Rückens Geohrfeigte zeigte mit dem Finger merkwürdig schnell auf mich. Während ich dann in der bekannten gebückten Stellung mit etwas Herzklöpfen — denn mir schwante nichts Gutes — den Streich erwartete, war für den Füsilier A., der mich am wenigsten leiden mochte, der Augenblick süßer Rache gekommen. Es vergingen bange Minuten, ehe er sich die Aermel zurückgestreift, meinen Hosensack schön glatt gestreckt hatte und endlich einen Schlag niedersausen ließ, der mir eine kleine Gehirnerschütterung eintrug und Tränen in die Augen jagte! Da ich den Richtigen vermutet hatte, kam er sogleich auch an die Reihe. Glücklicherweise konnte ich mich jeden weitem aktiven Mitspielen enthalten. Unserem Hauptmann ging es übrigens genau gleich, an einem langweiligen Sonntag-Nachmittag. Auch er hatte für alle Zeiten genug!

Jener Monat Oktober hatte die Ajoie mit reicher Zwetschgenernte besichert. Was von uns an ungeheuerlichen



In Berlincourt, vor dem „Hotel zum elenden Dasein“. (Schrift auf der Holztafel mit Lupe betrachten.)

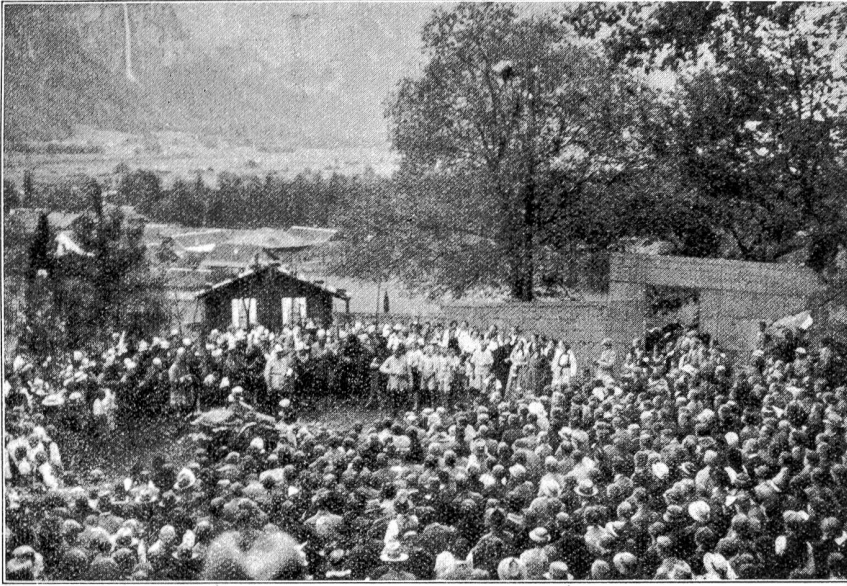
Mengen Zwetschgenkuchen verteilt wurde, geht auf keine Ruhhaut. Für die gleiche Münze, mit der man noch im September den „Bund“-Verkäufern, welche neben den Kolonnen hergingen, die Blätter aus den Händen riß, wurde jetzt ein tellergroßes Stück dieser saftigen Kuchen erstanden. Nach dem Spaß noch ein halbes Duzend davon zu verteilen, kostete uns keine Mühe. Einige Schlaumeier unter der Bevölkerung hatten eine feine Nase für dieses Geschäft. Kind und Regel widmete sich dem neuesten Handelszweig, bucht auf Leben und Tod, begleitete die Truppen mit einer Art Marktenderwagen auf Schritt und Tritt, um schon früh am Nachmittag mit geleerten Körben und gefüllter Geldtase sich für den andern Tag zu rüsten. Das Geschäft blühte zu beidseitiger Zufriedenheit, das Geld rollte, es herrschte keine „Krise“. Leider gingen die Vorräte auch einmal zur Neige, sie langten gerade so lange, um in der just eröffneten ersten Soldatenstube seinen Neigungen für „Süßigkeiten“ weiter fröhnen zu können. Am Rande des Dorfes, in einem fastellähnlichen großen Haus, waren drei Zimmer zu diesem Zwecke hergerichtet worden. Ich glaube aber, dies war ein Werk privater Initiative, eine Spekulation pffiffiger alter Jungfern, und nicht der Anfang der von der Armeeleitung erst später geschaffenen Soldatenheime. Sei es wie es wolle, die Idee war auf alle Fälle gut und wurde allgemein gelobt. Das Haus erfreute sich regen Zulaufes, obwohl die Betreuerinnen etwas allzu „räß“ ausahen und mit ihrer Liebenswürdigkeit bei weitem nicht an die Gilberte heranreichten.

Soldatensprache.

Ueppige Blüten trieb der Drang nach Verulkung von Personen und Sachen; das Erfinden von Uebennamen. Die allermeisten Wortbildungen sind in jener Epoche entstanden und ließen sich aus der Soldatensprache nicht mehr wegdenken. Sie hier alle aufzuzählen, ist unmöglich. Morgens früh fing es an mit dem „Negerweiß“, „Zigünerlauge“, „Giffu“, „Judeschweiß“ (alles Bezeichnungen für Kaffee) und endete des Abends mit einem Gläschen „Magetrost“, „Schriß mi um“, „Kud“ usw. (Schnaps). Dem Kakao sagten wir „Totelad“, dem Brot „Gips“ oder „Hanf“, das nicht etwa zum Essen, vielmehr zum „bige“ und „schmorre“ da war, der Brotkonserven „Bundesziegel“, usw. Das liebe Wort „Ruhe“ tönt viel zu schön, schwups wird daraus ein „dr Ranze planke“ gemacht, dem der „Muttestüpfel“ (Infanterist) bekanntlich nicht abhold ist.



Ein Winterquartier.



600 Jahrfeier Bern-Oberhasli. Festspiel: Volkszene.

Die Erkennungsmarke avancierte zum „Grabstein“, der ohnehin schon verschuppten Sanitätsmannschaft mußte das Odium von „Knochenhauern“ und „Krankenmördern“ angehängt werden. Das Arrestlokal wurde etwas zarter mit „Augenklinik“ umschrieben. Schließlich hatte das alles keinen bösen Sinn, solange man nicht zu arg „Chohldampf“ (Hunger) litt und die „Gulaschkanone“ (Fahrfüche) stets rechtzeitig zur Stelle war. — Daß natürlich auch die Offiziere aller Grade „umgetauft“ worden sind und dabei die meisten Unteroffiziere auch eines abbekamen, ist selbstverständlich. Aber selbst die Mannschaft wurde nicht verschont. Man hatte eben eine kindliche Freude an Wortspielen. Nicht einmal der Feldprediger schlüpfte aus, plötzlich war aus ihm ein „Seelechuchichef“ geworden! Dabei blieb es nicht etwa nur bei diesen Bezeichnungen. Jede schon verulkte Person und alle Gegenstände erhielten im Laufe der Zeiten erweiterte Benennungen, so daß ein und derselbe Mann manchmal unter einem halben Duzend verschiedener Uebennamen bekannt war. Im Arrestlokal Glovelier war nicht umsonst der Spruch eingekritzelt: „Wille, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“

(Fortsetzung folgt.)

600 Jahrfeier Bern-Oberhasli. 1334—1934.

Der Oberhasler trägt das Herz nicht auf der Zunge, laute Feste liegen ihm nicht. Aber er hängt mit unverbrüchlicher Liebe und stillem Stolz an seinem karglichen Heimatboden, an Freiheit, Recht und Ueberlieferung. In diesem Geiste feierte Hasli im Wyßland am vergangenen Sonntag den 600. Jahrestag seiner freiwilligen Verbindung mit Bern, und darum wurde aus dem Fest eine würdige, gehaltvolle Feier. Dazu fanden sich nicht allein die Bewohner des ganzen Haslitaales, selbst aus den entlegensten Alpen, ein, sondern ebenso auswärtige Hasler aus allen Ecken und Enden des Schweizerlandes, die Behörden von Kanton, Stadt und Burgerschaft Bern, Vertreter der Nachbarämter und Kantone und eine über Erwarten große Zahl von Festbesuchern aus nah und fern.

Ein stark besuchter Frühgottesdienst in Meiringens schöner Kirche ging dem eindrucksvollen Festakt auf dem alten Landsgemeindeplatz voraus. Hier eröffneten treffliche Reden der Herren Regierungstatthalter Matti, Regierungs-

rat Guggisberg und Grobkrat Jossi Rüdli und Ausblick auf die Gemeinschaft Bern-Oberhasli. Am Schluß seiner mit großem Beifall aufgenommenen Ansprache überreichte Regierungsrat Guggisberg als Jubiläumsgabe der bernischen Regierung an die Landschaft Hasli das kunstreich neugebundene und restaurierte Landbuch des Oberhasli von 1534, das künftig wohl eine wohlgehütete Zierde des Haslimuseums in Meiringen sein wird.

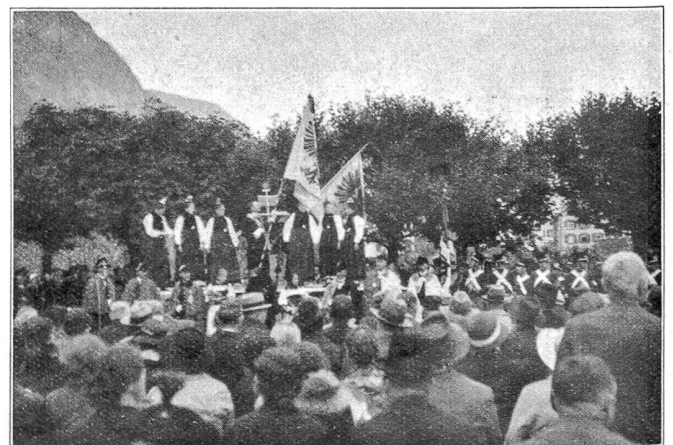
Aber auch die Frauen von Hasli in Heimat und Fremde hatten eine Festgabe bereit. Begleitet von den Klängen des Fahnenmarsches traten sechs schmude Haslerinnen der sechs Gemeinden, mit anmutsvoller Sicherheit in den Ring und entfalteten mit wohlberechtigter Freude ein prachtvolles, neues Landschaftsbanner. „D'Siiden ischt brüchegi, aber d'Liebi vun Haslifrauen zum Hasli blybt biltan“, das war der erhebende Grundgedanke in der feinen haslitischen Ansprache, womit Frau Statthalter Matti-Stuedler die Haslifahne als Geschenk der Frauen an die Landschaft übergab.

Zweifellos bildete diese Fahnenübergabe in ihrer schlicht-vornehmen Art den Höhepunkt des vormittäglichen Festaktes, der überdies von wohlgewählten und glänzend vortragenen gemischten und Frauendören durchwoben war. Auch da bewährten sich die Haslerinnen unter der Leitung ihrer unermüdbaren Führerin, Frau Brügger-Jaun, aufs vortrefflichste. Während des Mittagessens im Hotel „Bären“, wohin die Gäste eingeladen waren, gingen Rede- und Gebefreude munter weiter.

Die Vertreter der Behörden wurden von den Festgebern mit feingeschnitzten Holztellern der Oberhaslischneiderei beschenkt. Regierungspräsident Stauffer krönte seine humorvolle Tischrede mit einem Geschenk der Regierung von Fr. 3000 für den Fonds für unverversicherbare Naturschäden im Oberhasli, wozu überdies die drei bürgerlichen kantonalen Parteien weitere Fr. 1000 und die Bürgergemeinde Bern Fr. 500 stifteten.

Regierungsrat Gehrig überbrachte die Grüße und Wünsche des Kantons Uri. Dr. Markwalder sprach für die Stadt Bern und Burgerratspräsident Marquard im Namen der Bürgergemeinde Bern.

Gegen 2 Uhr setzte sich der farbenfrohe Festzug unter dem wohlabgemessenen Rhythmus eines hingebungsvoll läutenden Truhlerharsts in Bewegung. Taktfest und sicher regelten zudem die Dorfmusik und das Trommler- und Pfeiferkorps Bern den ruhigen Schritt des prächtigen Zuges.



Fahnenübergabe.